

# Unterhaltungsbeilage

№. 190

Freitag, den 2. Juli

1920

## Meerkatz.

Roman von  
Fedor von Zobeltitz

Nachdruck verboten.

„Na, sagte sich Tante Te, nun werden die Strauße ja Millionen einbringen. Wohlhunger Bengel! ... Sie wollte mit ihrer Peitsche eine Schleife durch die Luft, so daß der Schimmel erstarrt und ein paar verwegene Galoppirpinger machte. Den Brief Wills hatte sie wohl ein dutzendmal durchgesehen. Diese neuen Judverträge mit allerhand Tieren aus fremden Weltteilen mußten sie theateatral an. Für drei vierhundert Mark war Will immer zu haben gewesen. Aber das war das Besondere; mochte er sehen, wie er mit seinen Straußen und Zebus und Kalbsmitzigen und faulhäutigen Gäulen zu Kamde kam. Nur die Adoptionsgeschichte, die verzeh Tante Te ihm nicht.

Er hatte sie in seinem Briefe auch nicht genügend erklärt. „Alles Nähere darüber erzähle ich Dir mündlich,“ hatte er geschrieben. Und nun witterte Tante Te irgend eine Schmutzigkeit dahinter. Das Bagdadleben des letzten Jahres hatte Will verwaschelt. Der Familienjinn war jedoch niemals stark in ihm gewesen. Auf seinen Namen und Adl gab er nicht viel. Aber da unterschied er sich von der Tante, die auf ihre Art pochte und gern der Tradition einen Atem hauchte. Sie konnte wie eine Landstreicherin herumlaufen; das feudalistische Herz klopfte auch unter der alten Kausappage. Sie konnte ihr knappes Abendrot gelegentlich am Küchentische verzehren; Ramell und Wagd trennten dennoch eine unüberbrückbare Kluft von ihr. Daß Will ein fremdes Mädel in das Haus schleppte und einem Tierbändigers-töchterchen seinen allerbühnsten Namen geben wollte, das war ihr unvorstellbar. Und deshalb hatte sie sich auch fest vorgenommen: zum Juli wollte sie in ihr Stütz und dort ihren Lebensabend beschließen.

Der Schimmel hatte sich jetzt doch zu einem bequemeren Tempo entschlossen. Es ging durch eine tief eingeschnittene Schlucht bergan. Oben dehnte eine weite Fläche sich aus, die seit langem nicht mehr bebaut worden war und auf die nur die Säge zu Weide getrieben worden. Schwarzer Kiefernbestand sagte sie auf den beiden Langseiten ein, während sie sich im Westen allmählich senkte und in eine Weiden-ertrüß überging, die ein Birkengehölz begrenzte.

Das feuchte Rieseln hatte aufgehört, der graue Himmelspelz eine hellere Farbe angenommen. An einer Stelle schimmerte es sogar schon in rötlichen Tinten, die violett umtandelt waren, als verjuche da die Sonne durchzudringen.

Hektor, der den Wagen begleitet hatte, sauste jetzt quer über die Weide, um sich mit dem Schäferhund zu beschuieren. Tante Te gebrauchte ihre Eckspitze, um ihn zurückzurufen, und nun blieb er auch gehorlich neben dem Schimmel. Am Hange des Birkenwäldchens machte die Gräfin halt und sprang vom Wagen. Sie ließ den Schimmel ruhig stehen, der wohl den Kopf neigte und mit gebührenden Mähren im Gras wühlte.

Hektor war schon auf der Suche. Die Gräfin folgte ihm, tief ihn aber selbstwollig zu sich; sie wollte das Bild nicht aufstellen. Einmal ging ein wilder Falan hoch, auch ein paar Trappen mit aufgeschwollenen Hautfüßen strichen davon; aber von dem angehängtägigen Jagelwild war nichts zu sehen.

Blitzlich küßte Hektor an. Unmittelbar darauf erklang das helle Wiehern eines Pferdes. Die Gräfin blieb stehen. Was war denn das? Tante Te äugte zwischen den hellen

Birkenstämmen hindurch. Sie sah am Rande des Wäldchens eine Reiterin halten und dann langsam ihren Wagen ausreiten.

Nun erkannte sie auch die Amazone. Sie legte die Hände als Schalltrichter an den Mund und rief mit lauter Stimme „Otheline!“

„Wer da?“ rief es zurück; dann folgte ein kurzes Aufjubein. Die Reiterin sprang vom Pferde, schlang den Bügel um einen Baumast und ließ es stralen. Im Unterholz rauschte und machte es; das Reittier verfiel sich zwischen Wacholder und Brombeerbüden: Otheline rief es häßlich los. Sie stand nun der Gräfin gegenüber und jögerte einen Augenblick. In ihrem hübschen Gesicht kämpfte ein Zweifel.

„Tante Te, sehen wir uns mal wieder,“ sagte sie mit einer Stimme, die in unwillkürlicher Rührung ästerte.

Aber sie war stehen geblieben; sie wollte ... Antwort abwarten. Und die gab Gräfin Kemschild nichtogleich. Sie ließ ein paar tumme Sekunden verstreichen und schaute mit einem Blick zu Otheline hinüber, der so alt war wie die Geschichte vom verlorenen Sohn. Und dann trübte etwas ihr Auge, und sie drehte die Arme aus.

„Komme her!“ rief sie.

Da floß ihr Otheline entgegen. Ganz gleich, daß wieder eine Brombeerrante sie aufhalten wollte und ein tief hängender Birkenzweig ihr das Hüften- und Kopf rief. Sie floß der lieben Ältern entgegen und umschlang sie und drückte sie an sich.

„Tante Te! Tante Te! Wie habe ich mich nach dir gesehnt!“

„Na, und ich?“ — Ihr rechter Zeigefinger wachte über die Augen. „Glaubst du, daß mein Herz eine Badkammer ist? — Aber ich denke, du hastell es näher zu mir als umgehört. Ich war immer daheim — und acht Monate im Jahre Mutterlebensalleine.“

„Ja, Tante, ich weiß ... aber ich fürchtete mich. Ich schämte mich auch — meinetwegen: ich schämte mich.“

„Das ist gut, Vining. Laß uns zu unsern Gäulen gehn ...“ Sie schritt zurück nach dem Ausgang des Wäldchens und legte sich an den Reim und ästerte die Füße vor. ... „Wo kommst du her?“

„Ich ritt drüber die Grenzen ab. Der alte Streit, ob der Winkel am Fluß, da wo die Eltern stehen, zu Gittersdorf gehört oder zu Preysingshof, ist noch nicht geschlichtet. Mein Anwalt wartet mich vor Verjährung. ...“ Sie lächelte, und dies Lächeln, in das ein Schelm sich verwickelt, stand ihr noch immer so reinend wie vor zehn Jahren. ... „aber ich denke, ich werde die Verjährung ruhig eintreten lassen.“

„Warum, wenn du dich im Recht meinst?“

„Das Objekt lohnt nicht des Streits. Soll ich mit WM prozessieren?“

„Er kommt am Dienstag zurück.“

Otheline blieb ruhig. „Es ist seine Zeit,“ sagte sie. „Im Mai kehrt er heim und im Oktober zieht er wieder ab.“

Tante Te strich mit der Hand über das Gras. „Seh dich hierher, Otheline. Ein hübsches Kind, aber das schadet nichts. Er niege gern. Ja — er kommt zurück. Aber diesmal bleibt er. Er hat große Dinge vor.“

„Er bleibt!“ wiederholte Otheline. Sie sah neben der Gräfin und Hug die Schenke ihre: A des äte: ihet Schö: Sie demühte sich lächlich, die Gleichmütige zu spielen. Aber ein Verdunkeln ging dennoch über ihre Wangen. „Sieh auf Will er stabil werden?“

Tante Te antwortete nicht. Sie überlegte in Windeseile. Nun hielt sie die Line einmal fest. Nun vorlichtig! Hüht

ein Geschäft begründet, das gut einschlagen scheint, und er bitte sie, nachzukommen.

Als Beispiel für die andere große Gruppe — die Menschen, für deren Verschwinden unglückliche Vögel der Grund ist — kann folgende Begebenheit dienen: Ein junges Mädchen, das einer reichen und angesehenen Bonheimer Familie angehörte, verließ eines Tages ihr Heim, um ein großes Modemagazin zu besuchen. Sie legte indessen nicht zurück, und in dem Geschäft, wo man sie gut kannte, erhielt man auf Nachfrage die Antwort, man habe sie an diesem Tage nicht gesehen. Da sie auch am nächsten Tage nicht wiederkam, meldete man ihr Verschwinden der Polizei, deren Nachforschungen jedoch zu keinem Ergebnis führten. Erst ein volles Jahr später erhielt man Nachricht über ihr Schicksal, als ein Freund der Familie, der in Paris war, bei seiner Rückkehr erzählen konnte, daß er sie in der französischen Hauptstadt getroffen habe. Sie sei mit einem Irkus-Künstler verheiratet, dessen Bekanntschaft sie in London gemacht und in den sie sich verheiratet habe. Da sie einfach, ihre Eltern würden niemals ihre Einwilligung zu der Heirat mit dem Künstler geben, so hätte sie beschlossen, mit ihm zu fliehen. Sobald die beiden über den Kanal gekommen waren, hätten sie Hochzeit gefeiert. Sie hätte nur deshalb nicht nach Hause geschrieben, weil sie befürchtet hätte, ihre Eltern würden Maßregeln ergreifen, um die Ehe für ungültig erklären zu lassen.

Es genug kommt es in London auch vor, daß ein Mensch verschwindet, ohne daß die Polizei etwas davon erfährt, und ohne daß irgendwelche Nachforschungen angestellt werden. So fand man vor einigen Jahren in einem unbewohnten Hause einer Bonheimer Vorstadt die Leiche eines Mannes, der, wie die polizeiliche Untersuchung ergab, in der Nähe des Hauses erzwirrt und ausgeplündert worden war, worauf man seine Leiche dort bestattet hatte. Unmöglich gelang es, seine Identität festzustellen. Es zeigte sich, daß er bis zum Ende der vierziger Jahre einer Bonheimer Familie gehörig hatte. Man hatte gar nicht darauf gedacht, daß er nicht nach Hause gekommen war, da man annahm, der Mann habe sich eine andere Wohnung gesucht.

Genau wie die meisten anderen Verhältnisse weist London alljährlich eine Anzahl von Fällen auf, in denen Dienstknaben ihre Stellung verlassen, ohne daß man je wieder etwas von ihnen hört. Hin und wieder ist Unheilsucht die Ursache, aber häufig liegt keinerlei erkennbarer Grund vor; es ist geschicklich, daß die Dienstboten bei ihrem Verschwinden alle ihre Habgüter zurücklassen. Das war n. a. der Fall bei einem jungen Mädchen, das eine gute Stelle bei einer Bonheimer Familie bekleidete. Eines Tages ging es aus, um, wie es sagte, ein Museum zu besuchen; aber kehrte dort weder die Herrschaft noch haben die Eltern etwas von dem Mädchen gehört. Ueber seinem Schicksal liegt ein drittes Geheimnis, und die Polizei mußte seinen Namen in die lange Liste der Personen aufnehmen, die man als „wahrscheinlich verstorben“ registriert.

## Bunte Zeitung.

Die vier farbigen Markierungsmarken. Kürzlich wurden auf dem Berliner Briefmarkenmarkt zwei Exemplare der berühmten blauen Mauritiusmarke für den ungeheuren Preis von 100 000 Francs verkauft. Diese in ihrer Bewertung einzigartigen Marken der britischen Insel Mauritius verdanken ihre Entstehung einem seitlichen Mißverständnis. Es wurden nur in ganz geringer Zahl im Jahre 1847 angefertigt und sollten ausschließlich im lokalen Postverkehr Verwendung finden. Mit der Herstellung der neuen Marken war der Graveur Joseph Bernard betraut worden, der zwar als der leidenschaftlichste Mensch und unerschütterlichster Trunkenbold berüchtigt war, an den man wohl eher viel herantreten mußte, da ein anderer Graveur nicht zur Verfügung stand. Nachdem er eingehende Anweisungen und Zeichnungen erhalten hatte, begann Bernard mit der Arbeit, indem er auf einer Kupferplatte zur Rechten die drei Pence-Marke und auf die zur Linken die Ein-Penny-Marke zeichnete. Da er aber den Text, der unter dem Worte Mauritius auf der Vorderseite der Marken stehen sollte, vergaß, hatte er die Vorlage nicht wiederzufinden vermocht, so machte er sich auf den Weg, um sich bei dem Postdirektor Nicks zu holen. Als er vor dem Postgebäude angelangt war, fiel sein Auge zufällig auf die Aufschrift: „Post Office“. Wichtig, das war ja der Text, den er auf die Marke setzen sollte. Vergnügt ging er nach

500 rote und 500 blaue Marken ab. Man kann sich das Kopfschütteln denken, mit dem die Auftragsgeber die Marken betrachteten, auf denen statt der Aufschrift „Post Office“, Porto besaß, der sinnlose Text „Post Office“ stand. Unter Rat war teuer. Aber im letzten Augenblick kam dem Gouverneur der rettende Gedanke. Es sollte bei ihm am übernächsten Tage ein Empfang stattfinden, und so benutzte er denn die Unglücksmarke reichlich entschlossen zur Frankierung der Einladungsbriefe. So kam es, daß die Insel mit Marken, die die Aufschrift „Post Office“ trugen, überschwemmt wurde. Man ging später dem Verbleib dieser Fehldrucke nach und konnte feststellen, daß noch zwei vorhanden waren. Zehn wurden ferner im Jahre 1899 im Nachlaß eines Weinhändlers, der in Geschäftsverbindung mit der Insel Mauritius stand, gefunden. Der jetzt in Paris für die beiden Marken bezahlte Preis ist der höchste, der je für eine Marke angelegt worden ist.

Abgeblüht. Ein Landmann, so erzählten „Tit-Bits“, kam zum erstenmal nach London. Er wunderte durch die Straßen und beschaute sich die Auslage der Schaufenster. Das offenstehende Bureau eines Weinlederwaren zu ebener Erde für einen Laden haltend, trat er ein und wunderte sich, daß da nichts zu sehen war. Nur zwei junge Leute saßen, mit Schreiben beschäftigt, an einem Pult. „Was verkaufen Sie denn hier?“ fragte er, sich umschauend. — „Schnapstöpfe,“ entgegnete der eine Jüngling spöttelnd. — „Dann müssen Sie ein gutes Geschäft gemacht haben,“ trumpfte ihn der Landmann ab, „denn, wie ich sehe, sind nur zwei übrig geblieben.“

## Literatur.

Bismarck im eigenen Urteil. Psychologische Studie von Karl Groos. Verlag J. G. Cotta, Stuttgart.

Der Tübinger Psychologe Karl Groos gibt hier in sechs Kapiteln interessante psychologische Studien, die nicht nur wegen der Persönlichkeit Bismarcks Bedeutung haben, sondern auch als psychologische Studien an und für sich. Groos erörtert die Fragen der Selbstbeobachtung und der Selbstbeschreibung, der Aufrichtigkeit und der Offenheit, der Verschlossenheit in der Selbstbiographie und nimmt dabei Bismarcks Aufzeichnungen, Reden, Geheiß, Briefe zum Ausgangspunkt. In diesen Memoiren bietet sich Stoff zu Bemerkungen in Fülle und Fülle. So lernen wir aus diesem Buch Bismarcks Seele kennen; das Innenleben dieses Großen, über dessen Taten und Leben unzählige Bände schon geschrieben sind, wird ohne Vorurteile — streng wissenschaftlich — an Hand von klaren Material analysiert. Und dann bietet, wie gesagt, das Buch auch im übrigen wertvollen theoretisch-psychologischen Stoff.

Handbücher der Industrie- und Handels-Zeitung. Band I: Ausführgaben-Tarif. 1920, Verlag Neimar & Co. Berlin S. 38, 48.

Martini: Die Kunst des Automobilfahrens, Verlag Richard Schmidt & Co., Berlin. Automobil fahren ist eine Kunst, die nicht aus Büchern zu lernen ist. Trotzdem ist obiges Werk, das in der autotechnischen Bibliothek erschienen ist, Band 3, als ein gut gelungener Versuch zu bezeichnen, Berufs- wie Sportfahrer weiter auszubilden. Martini weist in Wort und Bild vor allem auf die hauptwichtigsten Fehler hin, die schon so manches Automobilführer herausgefunden haben. Auffärend zu wirken betrachtet er als seine Aufgabe, die ihm auch vollkommen gelungen ist. Eine wertvolle Ergänzung dieses kleinen Wertes ist Band 4 derselben Bibliothek „Automobil Touristik“ und Band 58 „Der Karosserie-Bau.“

„Die Akte“, Monatsheft für neue Dichtung, Zeitschrift des Rinnlerdants (Clauß-Rodts-Stiftung), die in ihrem 3. Jahrgange seit April 1920 von Dr. Hanns Martini & Co. in Verlag Dr. W. G. Bruno in Leipzig herausgegeben wird, ist vom 1. Juli ab unter dem Titel „Monatschrift für Dichtung“ vom Verbands deutscher Bühnenschriftsteller und Bühnenkomponisten E. B. Berlin W 66 zu einem Publikationsorgan etwählt worden.

Zu beziehen durch die  
Goethe-Buchhandlung Halle a. S., G. Ulrichs. 63 Fernruf 4520.

berner strecken und einbauen. Noch war nicht alles verloren. . . . Sie warf Seltor ein Stück morsches Holz zu und ließ ihn apporieren. „Ja, ja,“ sagte sie. Sie kam auf seinen verstaubten Gebeten, und die Boule sollte nicht zu lang werden. Da nahm sie rasch die Hand Othelines und streifte sie.

„Ich habe dich noch immer lieb, Klein-Einigen — sehr lieb — trotz allem. . . . Armer Teo! — du hast viel durchgemacht müssen.“

„Mehr als du ahnen kannst,“ erwiderte sie hart. „Ich habe rechtlich gehandelt.“

„Was es denn nötig, Otheline?“

„Das hab' ich mich oft gefragt. Warum soll ich die verachten, daß ich die verachtete Heirat tausendmal vernünftiger habe. . . . Die Spitze ihres Krüges tippte nervös auf den Boden. „Ich konnte es ja mit einer posthume Ehrenrettung verschaffen. Könnte die vorzumachen, die Not der Eltern hätte mich zu dem Verweisslungsschritte verleitet. Dann wäre die Gloriette da — und Will würde mir vielleicht großmütig verzeihen. . . .“ Sie schlenderte ein Stündchen durch die Luft und lachte bitter. . . . „Der Heiligenschein steht mir nicht! Lieber schon arme Sündlerin.“

Sie sagte das in wütendem Trost.

Tante Te nahm wieder ihre Hand. Sie hätte gern auch das zerrissene Seelchen getrieckelt.

„Nun, mein Schatz. Es ist gut, daß ich dich einmal ergettet habe. Ich möchte klar sehen. Hatte Hedmann nicht seine Hypothek auf Kassele getrieben? So wurde erzählt.“

„Und so war es auch. Und war gleichbedeutend mit Vaters Ruin. Die Substitution stand vor der Tür. Aber Hedmann war zur Milde geneigt. Er wollte die Kündigung zurückziehen — ich glaube sogar, er verzichtete auf alle Zinsen. Dafür wollte er mich haben.“

„Elauchhandel,“ brummte die Gräfin.

„Rein, Tante Te. Es ist wahr: die Eltern redeten mit zu. Am meisten die Mama, die sich wie eine Unsinne geherdete. Vater war ruhiger. Er hatte sich eine Philosophie der Charakterlosigkeit geschaffen, die auf mein dummes Empfinden stärker wirkte als jeder moralische Zwang. Was war ich denn damals? Ein in Versuchung aufgewachsenes Mädchen, verführerisch in jeder Faser, eine niedliche Nektar. . . . Ja, Tante Te: ganz das Produkt einer Erziehung, die jeder Innerlichkeit mit Vorzicht aus dem Wege ging. Aber eine Blume — das war die Hauptsache — und das beständigt nie ja auch die Männertränen. Viel zücker Glanz auf totem Eiserengrab. . . . Du siehst, ich habe Einsicht gelernt.“

„Wieviel du Will denn nicht!“

„Ja, ich liebe ihn. Aber was ist die Liebe eines Mädchenherzens, das nur den Schein liebt und nichts Wesenhaftes? Es ist die einzige Entschuldigung für mich, daß man mich nie anders gelehrt hatte als Nüchternheit und Nüchternheit. Ein Gut der Dauerhaftigkeit, das konnte ich nicht. Ein Gut in der Armut — das erziehen mir Wahnsinn. . . . die Eltern brauchen nicht erst lange zurechen. Ich sah das Glend auf der einen Seite und auf der andern den helleren Luxus. Da griff ich zu. . . .“ Sie neigte ein wenig den Kopf und bohrte die Fußspitze in das saubere Moos. Ihre Jüge wurden härter, die Stimme bekam einen gebrochener Klang. . . . „Aber ich habe das Glend auch im Luxus kennen gelernt,“ sagte sie.

„Armes Tierchen. Armes kleines Tierchen. . . .“ Die Gräfin harrte vor sich hin. „Nun ja, die Eltern. . . . wir wollen keinen Stein auf sie werfen. Sie haben dein sogenanntes Glend nicht lange überlebt.“

„Ein halbes Jahr — da starb mein Vater. Ein Jahr nach der Hochzeit auch die Mama. Hedmann übernahm Kassele auf seine Hypothek hin, wie er mich übernommen hatte, und verkaufte es gleich darauf mit großem Gewinn an die Eschertelings weiter.“

„Sagt du nie an Scheidung gedacht?“

„O ja. Damals — damals nach dem Tode meiner Mutter. Also nach einjähriger Ehe — da schon war ich so weit. Und da beging ich in meiner Verweisslung eine riesengroße Dummheit. . . .“ Sie war dunkelrot geworden. . . . „Ich beschloß gründlich, Tante Te. Ich schrieb heimlich an Will und bot ihm um eine Unterbrechung.“

„Bergott!“ — Die Gräfin erstarrt aufschreckt. „Ja, was — was schreibst du ihm denn?“

„Nun eine Beside. Die Geschichte meiner Torheit und meiner Reue. Ach du lieber Himmel, einer Neue, die den Teufel selbst hätte rühren können! Aber er las sie nicht. Er schickte den Brief uneröffnet zurück.“

Die Gräfin nickte unwillkürlich. Und dabei ärgerte sie sich über das zukünftige Zeichen. Natürlich hätte Will recht getan. Aber sie wußte auch ganz genau, daß er das nicht aus pflichtmäßigem Handeln getan hatte, sondern aus trotziger Hartköpfigkeit. Und sie wandelte das Mitleid in sanftes Kopfschütteln um.

Otheline achtete nicht darauf. Sie sprach wie zu sich selbst. „Hätte er den Brief gelesen, dann. . . . er war wie ein Rettungsstreich. Und er der einzige, der mir hätte helfen können. Auch der einzige, der mich — doch — vielleicht — verstanden hätte. . . .“ Sie geriet an ihrem Handgelenk. Die Nacht ist. Sie ist den ganzen Handgelenk entlang. . . . „Aber nun wußte ich, daß alles Hoffen vergebens war. Da hielt ich denn aus.“

„Jehn Jahre hindurch,“ sagte Tante Te, „zehn lange Jahre.“

Plötzlich verlor Otheline den letzten Rest erkünfteter Ruhe. Eine stürmische Bewegung regte sich in ihr. Ihr Gesicht verzog sich, das Schwarzblau ihrer Augen verschwamm. Sie schlang die Arme um die Schultern der Gräfin und legte den Kopf an ihre Brust. Sie weinte.

Tante Te glitt mit rauher Hand über ihre Wangen. Die verarbeiteten Finger strichen soeben über das blühende Gesicht. „Armer Kleinerling. . . . Ich glaube es — glaube es. . . . es war eine harte Sühne — es war ein Martyrium.“

(Kortlekuna fotat.)

### Tagebuchblätter.

Veröffentlicht von  
G. S. Varuit.

Ein Juntmorgen mit hellblauem Himmel und klarem, weißen Wolkenballen darin, mit greisbar deutlicher Fernsicht. Von der Saale steigt es kühl zu mir herauf, der ich auf den Klausbergen entlangschlendere und träume. Ich steige die wenigen Stufen hinauf, die zur Jahns-Höhle führen. Lehne mich über das Geländer und blide träumerisch in den grünlichblauen Fluß. Ein paar weiße Ziegen Papier auf dem nackten Steinboden lenken meine Blicke auf sich, meine Hände frampfen instinktiv danach. Hier Papierfetzen sind es, foriert, herausgerissen aus einem Notizbuch. Die zerfranzenen Ränder reden von einem zerrissenen Leben. Von diesem zerrissenen Leben redet auch die Schrift. Sie ist seltsam keil, reich an Schmörlein, fahrig, bis zu Ende fest durchgeföhrt. Bis zu Ende, sage ich. Ja, es ist das letzte Lied eines Sterbenden, das ein Ende haben muß. „Das Spiel ist aus“, heißt es im Wajazzo. Im Leben auch. Ich lese, stehend, aus Brüdengeländer lehnt. Ruhig, ohne Hast. Und ich sehe ein Leben vor mir entstehen und sehe das Leben vergehen. Ich sehe Tragödie. Die Tragödie steigt aus den wenigen Zeilen empor.

Ich gebe die Fellen der Dessenität preis. Nicht um weniger zu beschreiben, nicht um Reue zu finden, die den Schwere der Zeilen kennen. Es soll unbedeutend bleiben, er soll weiter nicht sein als ein Dupus, als ein Vertreter einer Menschensklasse, die jahrelang ist wie der Sand am Meer. Die meisten von ihnen kommen über die Tragik in ihrem Leben hinweg — wir alle machen im gewissen Sinne dasselbe einmal durch — „er“ ging daran zugrunde.

's ist 12.45 Uhr nachts. Ich erlicke, reise die Fenster auf. Mein Kopf droht zu verspringen. Ich besche das Licht ein wenig herab, bis sahle Dämmerung herrscht; meine Augen schmerzen.

1.30. Ein wenig gearbeitet, doch keine Andacht. Auf der Straße singen ein paar Burshen und Mädchen: „Mach i denn, mach i denn.“ „Raut fallen ihre Stimmen wieder. Ich wußte mir die Ohren aufhalten, meine Brust kuckst.“

2.15. Seit 1.30 Uhr laufe ich im Zimmer auf und ab, im Kalt. Immer der braunroten Karte des Teppichs folgend. Im Kalt mermete ich: „Er und stel!“ und schüttelte die Bettposten, als ob ich ihn selbst vor mir hätte. Die erste Dosis Morphium.

3 Uhr. Ich weine, mein ganzer Körper erschütteret. Bald weine ich wie ein Kind, bald rasend vor Wut. Meine Augen brennen, kaum kann ich die wenigen Zeilen niederschreiben. Ich nehme die zweite Dosis Morphium. Bis jetzt noch kein Schlaf. Vielleicht — wenn ich einschlafe — wage ich nicht wieder auf; das wäre mein sehnlichster Wunsch. Ich bin innerlich zerbrochen; Werthernaturen sollten nicht leben, das wird ihnen zum Verhängnis! Was ist der andere? Ein Phisloph. Phislophen sollten keine Frauen haben; sie zerbrechen die Frauen und damit sich selbst. So wird er auch sie zerbrechen und daran zugrunde gehen.

3.30. Ich küsse ihr Bild wohl zum 50. Male, werke mich vor mein Bett auf die Kiste und wöhle meine Kopf in die nachgezeichneten Rippen. D. nur nicht nachgeben!

6 Uhr. Eben habe ich mich gewaschen. Um 3.45 Uhr habe ich mich zu Bett gelegt — an Schlaf was nicht zu denken. Ich hörte die Uhr schlagen, schliefen war: 4 Uhr, 4.15, 4.30, 4.45. . . . Dann muß ich eingeschlafen sein. Nach den kramphastigen Zuständen, die vorausgegangen waren, war mein Körper bis zur Bewußtlosigkeit geschwächt. Jetzt denke ich nichts mehr. Durch die Fenster triecht fast und sehr der Morgen zu mir ins Zimmer. Ich erschrecke vor meinem Bild im Spiegel; höfslügig, eingetafeln, die Augen fliebern.

8.30. Ich laufe seit 7 Uhr auf den Klausbergen herum, die im wipgen Schein der Morgenonne liegen. Jetzt liegt ich still auf einer Bank und denke nach. Einst, ja einst. . . . Mir fällt ein Gedicht ein, das ich ihr gab, nachdem wir uns das erstmal geküßt hatten. Ich will es niederschreiben, damit ich es deutlich vor mir sehe. Damit ich alles wieder deutlich sehe, wie es damals war.

Du — dieses eine Wort,  
Von mir dahingeföhrt in die Nacht,  
Sagt alles, birgt in sich eine Welt.  
Sie, hingelehnt an ihres Hauses Pfort,  
Beugte von meiner großen Liebe Macht,  
Sagt nichts — auf ihre Brust ihr Köpfchen fällt.  
Und doch — ein groß Versehen zwischen mir und ihr;  
Zwei Welten, die sich nichts mehr zu beschreiben haben,  
Sind nun bereit zu einer einzigen, reinen, wunderbaren.  
Drei Worte sag' ich nur: „Wir beide — wir!“  
Und diese Worte zeugen nur, wie klar  
Die Welt vor uns nun liegt, uns beiden,  
Die Welt, die sich uns offenbart, klar wie Kristall, durch  
un'rer Liebe Schmelzen.

So duchte ich einst schreiben — und heute?  
Es ist ein Traum gewesen,  
Der Traum, er war so schön. . . .

9 Uhr. Am mich, in der Natur, ist es hell und licht; in mir ist es ganz dunkel. Unter mir steigt die Saale, ruhig, gleichmäßig, ewig. Wie das alles zermalende, unaussprechliche Schicksal. Sie wird auch mein Schicksal sein. Ein Sprung — grünlichblau Bogen schlagen über mir zusammen, mir wird unendlich leicht. So ist es das beste, so muß es sein. Und doch hänge ich mit jeder Faser am Leben, an meiner Qual. Ich liebe sie, ich kann sie nicht lassen. Und sie? Ein anderer. . . . Nicht denken, nur nicht denken! Sonst werde ich verrückt. Weinen kann ich nicht mehr. Ich harre aus trockenen, brennenden Augenhöhlen auf das Wasser und grüble.

9.15. Eine Viertelstunde ist vertommen, langsam, träge. Ich bin zeitlos über die Berge gegangen und habe zwei Gedendrien gefunden. Eine weiße und eine rote. Rot war die Liebe, und weiß ist der Tod. Es muß sein. Es gibt für mich keine andere Hoffnung. Mutter, du verstehst mir. Ob du mich verstehst, weiß ich nicht. Ich lege die vier Blätter hier unter einen Stein. Sie werden gefunden werden.

Dos war alles. Ich sehe ihn vor mir, deutlich. 20 Jahre ist er alt, er hat abgeschobenes, weißes, weißes Haar, tieflegend, mühslich glimmende Augen. . . . Du Tor! Wer sagt dir denn, ob das stimmt? Wo mag er jetzt sein? Vielleicht im Berge oder noch im Waldschänkehaus ober im grünlichblauen, träge fließenden Saalewasser? Und wenn er noch lebt? Das ist kein Leben mehr, kein Leben ist zerbrochen. Die Tragödie braucht nicht mit dem Tod zu enden. Wie sagt doch Torquato Tasso?

„Ich kenne mich in der Gefahr nicht mehr,  
Und ich bin mich nicht mehr, es ist trauern.  
Zerbrochen ist das Leben und es trauern.  
Das Schiff von allen Seiten. Versenkend reißt  
Der Boden unter meinen Füßen auf.“

Wohl dem, der noch einen Antonio hat, an den er sich wie ein Ertrinkender mit beiden Armen anklammern kann. Dieser hatte keinen Antonio. . . .

## Die geheimnisvolle Romantik der Großstädte.

Fast täglich birgt das Leben in den Großstädten neue Mysterien und Geheimnisse; häufig ereignen sich Selbstmorden, die hien sich Tragödien ab, von denen die Allgemeinheit nichts weiß. Nur wenn ein Verbrechen geschieht, wenn ein Mensch purlos aus seinem gewohnten Kreise verschwindet, jedoch man wohl an, wirkt man einen ständigen Blick auf das Blat an der Säule, das davon zeugt, daß hier ein Mensch entweder durch eine Gemaltat beiseite geschafft worden ist, oder daß er still und unbemerkt davongeschlichen ist. Nirgend sind begreiflicherweise solche Fälle so häufig wie in den Millionenstädten, und gerade in Berlin bietet die allerjüngste Zeit zahlreiche Fälle geheimnisvollen Verschwindens von Menschen dar; man denke nur an den Fall des Dr. Hemberger, der erst vor wenigen Wochen als ein Verbrechen jurdichter Art aufgeföhrt worden ist, oder an den jetzt vor dem Schourgericht verhandelten Fall des gleichfalls vor längerer Zeit verschwunden gebliebenen Inspektors Blau, an dem ein vollständiger Mord verübt wurde.

Über nicht alle purlos Verschwindenen sind auf gewalttätigen Wege beiseite geschafft worden; eine kaum geringere Zahl von Männern und Frauen kam freiwillig unter in ein Dunkel, das sehr oft durch einen Jussel, wenn auch erst nach geraumer Zeit, gelichtet wird, das aber auch manchmal unerhell bleibt. Solche Verschwindene sind ausgelöhnt aus der Gemeinschaft der Menschen; sie leben ausgelöhnt in der Erinnerung ihrer Angehörigen, ihres engeren Kreises noch eine Weile fort, und vielleicht haben sie nahe Verwandte, haben sie Mütter und Frauen, die die Hoffnung auf ihre dereinstige Wiederkehr niemals aufgeben. Aber der Gründe für das Verschwinden von Menschen gibt es unzählige, und sie mögen manchmal so trügerisch sein, daß Verschwindene die einzige Rettung aus unheilvollen Konstellationen bilden. Trag allem lassen es Bekannte und Angehörige wohl nie an sorgfältigen Nachforschungen fehlen, die namentlich in Deutschland durch das gut organisierte Mysterienunterstützt und erleichtert werden.

Anders im Auslande. In den Ländern des Antinents, wo das Mysterium von dem in Deutschland gebräuchlichen nicht wesentlich verschieden ist, haben die Behörden immerhin noch einige Möglichkeiten des Erfolges bei ihren Nachforschungen; anders aber in England und zumal in London, wo bis zum Kriege jedes Mysterium selbste, konnte sich doch in der Dementierd früher jemand Generation hindurch unangemeldet frei bewegen, ohne jemals mit irgendeiner Behörde in Verbindung zu gelangen, wenn er sich keinen Verstoß gegen die Gesetze zuschreiben konnte ließ. Infolge dessen ist bis zum heutigen Tage die Mysterien nach Verschwindenen in London außerordentlich erschwert, und dabei markiert die englische Hauptstadt in Bezug auf die Zahl verschwindener Personen an der Spitze aller Weltstädte. Mysterisch zählt man in London mehrere tausend solcher Fälle, ja in manchem Jahre stieg die Anzahl der Verschwindenen bis auf 20 000 Personen. In den meisten Fällen stellt die Polizei, sobald sie von einem solchen Fall Kenntnis erhält, möglichst rasch die Ursache des Verschwindens fest. Oft zeigt es sich denn, daß der Beweggrund drohender Ruin ist; in vielen anderen Fällen ist unglückliche Liebe der Grund. Als typisch für die erste Art mag hier folgender Fall angeführt werden: Eine Frau fand sich die Frau eines bekannten Londoner Kaufmanns auf einer Polizeiwache der Metropoli ein. Sie war sehr aufgeregt, erzählte, ihr Mann sei viel mehrmals Tagen purlos verschwinden und habe keinerlei Lebenszeichen hinterlassen. Das letzte, was sie von ihm wußte, war, daß er vor fünf Tagen sein Büro wie gewöhnlich nachmittags verlassen hatte, um nach Hause zu gehen. Aber seitdem hatte niemand etwas von ihm gesehen oder gehört. Die Polizei unterstützte die geschäftliche Lage des Verschwindenen und fand, daß er infolge missglückter Spekulationen vor dem Bankrot stand. Man konnte daher sich mit Sicherheit annehmen, daß er sich entziehen das Leben genommen hatte oder ins Auslande geföhren war. Es zeigte sich, daß das zweite der Fall war, da die Frau ein halbes Jahr darauf von ihrem Mann einen Brief aus Südamerika erhielt. Er teilte ihr in diesem Brief mit, er habe jenem des Cicans

